

Finale

O-Ton

«Wenn man in seiner Jugend ein Hippie war und sich einigermaßen treu geblieben ist, sieht man eben als alter Sack aus wie ein Penner und nicht wie Joschka Fischer.»

Harry Rowohlt

Kurz & kritisch

Literatur

Albert Londres, Reporter und nichts als das

Die grosse Reportage ist eine ausserordentliche Gattung. Die Redaktionen haben kein Geld und keinen Platz, das Publikum keine Geduld. Dabei haben gute Reportagen ein Nachleben; die besten landen zwischen Buchdeckeln und überleben gar das, was sie beschreiben, um Jahrzehnte.

Das gilt für die Texte von Albert Londres, einem Star der 20er-Jahre mit allen Qualitäten und Allüren eines solchen, der auch schon mal «Sie war blond, 400 Francs» auf die Spesenrechnung setzte. Drei seiner Reportagen sind jetzt in der «Anderen Bibliothek» auf Deutsch erschienen. Die erste führt ins chaotische, von Warlords beherrschte China des Jahres 1922. Die zweite sucht die Juden Osteuropas in ihren Dörfern und Ghettos auf und findet unvorstellbares Elend vor, aber auch eine erstaunliche geistige Unbeweglichkeit. Sie warten auf den Messias. Stattdessen werden die Vernichtungskommandos kommen. Die dritte Reportage führt an den Persischen Golf zu den Perlenfischern, die ihre Gesundheit ruinieren für das, was Frankreichs schöne Damen um den Hals tragen. Dubai ist da – es ist das Jahr 1930 – noch ein Piratennest.

Ferne Zeiten, für uns herangezoomt durch die drei klassischen Qualitäten eines Reporters: Präsenz, Aufmerksamkeit und Stil. Londres ging dahin, wo etwas los war und andere nicht so leicht hinkamen. Er schaute genau hin und konnte, was er sah und hörte, in suggestiven sprachlichen Bildern und Szenen umsetzen. Sein Credo lautete: «Il faut porter la plume dans la plaie», die Feder in die Wunde. Das hat er getan.

Martin Ebel

Albert Londres: Ein Reporter und nichts als das. Aus dem Französischen von Petra Bail und Dirk Hemjeoltmanns. Die Andere Bibliothek, Berlin 2013. 458 S., ca. 52 Fr.



Das Problem mit den Himalajabirken ist, dass das eigentlich mittelgrosse Bäume sind. Sie können gut und gern acht bis zehn Meter erreichen. Foto: Keystone

Gärtnern Warum es Himalajabirken sein müssen. Sabine Reber

Mein kleiner Balkonwald

Ah Bäume, der Mensch braucht einfach Bäume! Wo auch immer ich lebe, ich habe Bäume gekauft. Auch wenn ich dafür keinen Platz hatte. Ohne Bäume fühle ich mich enturzelt. Und nun lebe ich wieder in einer Wohnung ohne Garten. Mit einem schmalen Balkon an der Nordseite. Ganz klar, da müssen Bäume her! Noch bevor ich das wirklich geplant hatte, war die fixe Idee schon im Kopf, ich hatte mich praktisch vor meinem inneren Auge verliebt. Himalajabirken mussten es sein, Schneebirken!

Im Winter ist es bei mir immer heikel mit den Himalajabirken, wie ihre Stämme schimmern im fahlen Licht, ich würde sagen, von der Farbe eines Einhornes. Wenn man mich machen liesse, ich pflanzte ganze Birkenwälder! Das Weiss ihrer Stämme wirkt so lebendig und transluzid, man streicht schüchtern mit dem Finger drüber. Aber die Farbe bleibt. Dann die Textur! Birkenrinde streicheln, das ist vom Taktile her etwas, das kein Mensch missen sollte.

Der Birkenzauber

Und dann zupft man zart an den sich abrollenden Rindenfetzen, und natürlich zupfe ich sie irgendwann alle weg. Dann

poliere ich den nun ganz weissen Stamm sogar noch sanft mit einem Lappen, weil sich stellenweise ein wenig Moos gebildet hat. Nicht, dass ihr jetzt alle rausgehen und eure Birkenstämme polieren müsst! Aber falls man ein besonders schönes Exemplar vor der Nase hat und nicht widerstehen kann, ist es auch nicht weiter schlimm, sie sanft und liebevoll ein bisschen zu putzen. Man macht das ja dann eher für sich selber als für den Baum, nicht wahr.

Das Problem mit den Himalajabirken ist natürlich, dass das eigentlich mittelgrosse Bäume sind. Sie können in freier Wildbahn beziehungsweise im Garten draussen gut und gern acht bis zehn Meter erreichen. Die Stämme werden bei *Betula utilis* var *jacquemontii* «Doorenbos» zwar schon früher weiss als bei anderen Birken. Aber dennoch sind sie natürlich schon einige Jahre alt und entsprechend gross, bis die Stämme ordentlich was hermachen.

So also ist es gekommen, dass nun zwei recht stattliche Jacquemont-Birken bei uns auf dem Balkon stehen – kunstvoll auf zwei Meter fünfzig zurechtgestutzt, damit sie nicht oben rausgucken. Ich habe sie leicht schräg in die Kübel gepflanzt. Das sieht neckisch aus, als

wollten sie von selber aus dem begrenzten Raum herauswachsen. Was sie ja im Frühling sowieso tun werden. Falls sich jemand beschwert, kann ich sie immer noch stärker zurückschneiden.

Viele, viele Töpfe

Birken kann man zum Glück gut schneiden. Ich werde versuchen, sie einige Jahre möglichst kompakt zu halten, als grössere Kübelbonsais sozusagen, und sie auch nicht zu viel düngen, nur gerade so viel wie nötig, damit sie zwar wachsen, aber eben langsam. Bäume sind ja im Allgemeinen auch nicht blöd. Die wissen sehr wohl, wo sie stehen. Im Topf auf dem Balkon gehalten, kapieren sie, dass es keinen Sinn ergibt, da nun gleich zehn Meter in alle Richtungen loszuschliessen. Und wenn sie dann mit den Jahren halt doch zu gross werden, findet sich bestimmt draussen irgendwo ein gutes Plätzchen. Das sehen wir dann, wenn die Zeit gekommen ist.

Viele Leute denken bei Bäumen ja immer gleich an die Ewigkeit. Aber wer nur einen Balkon hat, muss doch deswegen nicht auf die Freude an einem Baum verzichten! Bäume sind viel zu interessant, und Bäume kaufen macht auch viel zu viel Freude, um das nicht

zu tun, nur weil man eben zufälligerweise gerade mal keinen Garten hat!

Dann sollte man sich erst recht ein kleines Stück Wald gönnen! Die Birken auf unserem schmalen nordseitigen Balkon habe ich dann noch mit einer eichenblättrigen Hortensie plus einer weiss blühenden Waldrebe und einem stattlichen Efeu bestückt, das alles unterpflanzt mit vielen, vielen Lenzrosen und Primeln, mit verschiedenen Gräsern und Seggen und Moos dazwischen. Schattige Balkone sind im Fall wirklich cool, auch wenn mir das niemand glauben will. Aber da kann man tatsächlich ein richtiges kleines Wäldchen anlegen. Jawohl. Es braucht einfach viele, viele Töpfe. Und etwas Vorstellungskraft. Ein Miniaturwäldchen in der Stadt. Genau das ist der Plan. Und nun bin ich gespannt, wie es sich entwickelt!

PS. Übrigens wäre eventuell auch zu überlegen, ob sich junge Bäume ausleihen oder mieten liessen für eine Saison oder zwei. Das müsste man im Einzelfall mit der Baumschule abklären.

Sabine Reber ist Schriftstellerin und Gartenpublizistin. Bücher, Blogs und Gartenvideos: www.sabinesgarten.ch

Ibsinne mi (33/52) Gerhard Binggeli

Do gseht me jo nüt

Als Studänt bin i einisch uf emene niederländische Frachter der Rhyn abgfahre, vo Basel bis Rotterdam. Es isch churz nach em Chrieg gsi, i gwüsse niederländischen Ortschaften hei si de Dütsche mit emene Plakat am Dorf- oder Stadtygang der Zuetritt verbotte.

Als Schwyzer het me sech denn gärrn mit emene Schwyzerfährli oder ere Aastecknode mit em Schwyzer Chrüz z erchenne ggä, für jo nid mit Dütsche verwächlet z wärde. Oder mi het Bärndütsch gredt, wül di gutturali Sprach, wo teil Lüt als Hals-Chrankheit achemache, em Holländische nooch steit.

Der Käpten vo mym Frachter, e Holländer, het meh als sys halbe Läbe uf em grosse Fluss verbrocht: Rotterdam - Basel - Rotterdam - Basel - Rotterdam... Vo der Schwyz het er nume Basel kennt, u do dervo eigelech fasch nume der Hafe. Holland hingäge isch ihm vertraut

gsi sy Hosesack; ir freie Zyt isch er i däm flache Land a der Nordsee umegreiset. Är het mer mänge wärtvolle Reisetipp ggä, u am Schluss het er mer no gseit: «I der Schwyz chönnt i nie läbe - linggs höchi Bärge, rächts höchi Bärge, vore u hinger höchi Bärge... do gseht me jo nüt».

Öppe zwänz Johr speter bin i mit emene Kolleg pär Kajak vo der Schwyz a d Adria paddlet, vo Ascona nach Venedig. «Cha me das?», hei üs Fründe u Bekannti gfrogt.

Mi cha. U di Wasserwäge vo Ascona bis Venedig sy faszinierend. Do dehnt sich der Lago Maggiore zauberhaft vor üsne Boot, da tuet sech die fantastische Flusslandschaft vom ungeren Ticino vor üs uuf, do strömt der majestätisch Po, do wytet sich d Lagune unger emene töfblaue Himel, do grüesst üs der elegant Canal Grande zum Finale... sächshundert Kilometer Paddelarbeit,

Aabetür, Fröid u di grossi Rue, di grossi Stilli.

Üser Fründe u Bekannte hei zwyflet: Der Lago Maggiore, das hei si no begriffe, dä hei si jo o kennt, uf däm sy si scho Schiff gfahre, oder de Ufer no gloffe oder Ferie gmacht, vom Langesee hei si sälber mit Begeischerig gredt, hei alti schöni Erinnerung vüregholt. Ou ds Zil vo üser Paddelfahrt kenne si: Venedig, die Troumstadt im Wasser, wo bi vilne unbeschwärti Tag wachrüeft; i kenne mänge, wo nume mit füechten Ouge vo der Serenissima brichtet. So guet wi unbekannt isch de meischten aber der Ungerlouf vom

Eis han i glehrt: Ussicht isch e Frog vo der Aasicht.

Fluss Tessin, der «Parco naturale del Ticino», di fantastische Uferlandschaft zwüsche Sesto Calende und Pavia. So nooch a der Industriemetropole Mailand cha doch nüt rächts fliesse u spriesse. Aber wül sis nid wüsse, schwyge si meischtens.

Einig aber sy sech alli, we ds Stichwort «Po» uf ds Tapet chunnt, di lengschti Strecki vo üsem Paddlerabetüür. «Dihr spinnet ja», hei si gseit, «so ne Pofahrt isch doch stinklängwylig, ke Horizont, kener Hüser, kener Höger, kener Bärge, nüt als dräckigs Wasser u monotoni Uferböschig». U eine hets uf e Punkt bbrocht: «Linggs topfäbe, rächts topfäbe, vore u hinger topfäbe... do gseht me jo nüt».

Do chunt mir der holländisch Käpten i Sinn: «Linggs Bärge, rächts Bärge, vore u hinger Bärge... do gseht me jo nüt.» Eis han i glehrt: Ussicht isch e Frog vo der Aasicht.

Tagestipp Konzert



Die Saxhörner kommen

Vor 200 Jahren wurde Adolphe Sax (1814-1894) geboren, der Musiker und Geschäftsmann, der das Saxofon und die Saxhörner erfunden hat. Wie diese unbekannt Blechinstrumente klingen, demonstrieren das Projektorchester des Schweizer Armeespiels und Studierende der HKB auf historischen Instrumenten. Ausschnitte aus Opern von Verdi, Meyerbeer und Militärmusik aus der Zeit, wie man sie noch nie gehört hat. (mks)

Theater National, heute 19.30 Uhr.